

beantragungen, (internationalen) Forschungsk Kooperationen und Freistellungen sind vielerorts erst in den letzten Jahren entstanden. Hinzu kommt, dass gerade an staatlichen Hochschulen eine Fokussierung auf technische Fakultäten (MINT) dazu führt, dass die Bedeutung sozialwissenschaftlicher Forschungspotenziale systematisch unterschätzt wird.

Sozialwissenschaftliche Forschungsprogramme für die HAW gibt es nur sehr eingeschränkt auf Landes- und Bundesebene. Vereinzelt gibt es Forschungsförderprogramme im Feld der Gender Studies, die ausschließlich für die HAW oder auch für Anträge aus diesen offen sind, wie etwa in Hessen und Niedersachsen. Für den MINT-Bereich gibt es dagegen bundesweit eine Fülle von Programmen auch unter den Gesichtspunkten der Regionalförderung und Kooperationsförderung mit Unternehmen der gewerblichen Wirtschaft. Symptomatisch ist die Besetzung der entsprechenden Fachreferate für Forschung an den HAW in den Wissenschaftsministerien der Länder und des Bundes mit Expertinnen und Experten aus den Technik- und Ingenieurwissenschaften. Eine Förderung sozialpolitischer, wohlfahrtsstaatsbezogener oder sozialarbeitswissenschaftlicher Forschung, die auch durch Evaluationsforschung sozialen Einrichtungen zugutekäme, ist strukturell nicht vorgesehen.

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) schließlich weigert sich bislang, die Wissenschaft Soziale Arbeit in ihre Fächersystematik aufzunehmen mit dem Hinweis, dass hier keine grundlagenorientierte Forschung stattfände. Forschungsanträge aus dem Feld der Wissenschaft Soziale Arbeit werden an erziehungswissenschaftliche oder soziologische Fachkollegien verwiesen und müssen entsprechend disziplinär ausgerichtet sein. Auf diese Weise entsteht ein Zirkelschluss, der die Grundlagenforschung in Sozialer Arbeit unsichtbar macht und die entsprechende Argumentation perpetuiert. Darüber hinaus wurden bislang keine Professorinnen und Professoren der HAW für die sozial- oder erziehungswissenschaftlichen Fachkollegien berufen oder als Gutachterinnen und Gutachter bestellt.

Und schließlich stellt das Promotionsrecht, das bislang in fast allen Bundesländern noch ausschließlich den Universitäten vorbehalten ist, eine weitere Hürde zum Ausbau von Forschung und wissenschaftlicher Qualifizierung an den HAW dar (Ehlert; Köttig

## Lebenselixier

Unter den Westeuropäern haben die Deutschen die niedrigste Lebenserwartung – mit 78,2 Jahren für männliche und 83 Jahren für weibliche Neugeborene. Über diesen Befund einer der größten Gesundheitsstudien weltweit, der „Global Burden of Disease Study“, berichtete im November unter anderem der Berliner Tagesspiegel. Die Zeitung befragte unterschiedliche Experten nach den Gründen für den Unterschied zur durchschnittlichen Lebenserwartung in Westeuropa (79,5 und 84,2 Jahre). Einige der Antworten sind schon hinlänglich bekannt: etwa der ungesündere Lebensstil der Deutschen, im Vergleich zu Mittelmeer-Ländern wie Spanien oder Frankreich. Außerdem gebe es in Nordeuropa weit mehr Prävention und Vorbeugemedizin als in Deutschland, zitiert der Tagesspiegel den SPD-Gesundheitspolitiker *Karl Lauterbach*.

Eine wesentliche Rolle für die niedrigere Lebenserwartung hierzulande spielt offenbar auch die starke Kluft zwischen Wohlhabenden und Armen. Nach einer Studie des Robert-Koch-Instituts sterben Männer, die an der Armuts Grenze oder darunter leben, hierzulande im Schnitt um 10,8 Jahre früher als Wohlhabende. Als Hauptgrund dafür nennen Experten ein riskanteres Gesundheitsverhalten der materiell Benachteiligten. Dazu gehören Bewegungsmangel, schlechte Ernährung, mehr Alkohol und – vor allem – ein weit höherer Tabakkonsum. Aus der Sicht von *Rolf Rosenbrock*, Vorsitzender des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes, sterben Einkommensschwache auch deshalb deutlich früher, „weil sich der psychische Druck durch die insgesamt beengte Lebenssituation und meist auch schlechtere Arbeitsbedingungen oder auch durch Arbeitslosigkeit negativ auf das eigene Leben und die Möglichkeiten der Teilhabe auswirkt“.

Für die stark unterschiedliche Lebenserwartung von Männern und Frauen fand eine wichtige Erklärung nicht Eingang in den informativen Bericht des Tagesspiegels – eine gute Freundin warf sie neulich ganz beiläufig ins Gespräch: Natürlich sei das viel lebhaftere Kommunikationsverhalten der Frauen im Unterschied zu den oft schweisgsamen Männern entscheidend für das Erreichen eines hohen Lebensalters. Da haben wir es – das Lebenselixier!

*Burkhard Wilke*  
wilke@dzi.de